

KUNST DER WOCHE

Über das Rabaukige

Janes Haid-Schmallenberg hat Jan Koslowkis Novelle „Rabauken“ illustriert

Von Niklas Maak



Keine Bild-Text-Schere: Janes Haid-Schmallenberg, geboren 1988, illustriert Jan Koslowkis Novelle „Rabauken“ und prägt mit seiner Malerei deren Stimmung mit. © Janes Haid-Schmallenberg / Korbinian-Verlag

In den vergangenen Monaten wurden neu erscheinende Bücher und Kunstwerke, die allesamt vor Corona entstanden, vermehrt daraufhin abgeklopft, ob sie etwas von der globalen Gesundheitskrise vorausahnten oder dazu etwas zu sagen hätten. So betont der Verlag von Don DeLillo's Kurzroman „Stille“, der von einem globalen Elektronik-Blackout handelt, dieser Roman sei „das Buch der Stunde“; DeLillo habe es, gewissermaßen in einem Akt intuitiver Hellsichtigkeit, „wenige Wochen vor Ausbruch der Corona-Pandemie fertiggeschrieben“, was insofern verwundert, als die Corona-Krise im Roman erstens namentlich vorkommt und die Stille dort auch ganz andere Gründe hat.

Bei der Novelle „Rabauken“ des 1987 geborenen Regisseurs, Schauspielers und Schriftstellers Jan Koslowski kann man Entwarnung geben: Sie hat rein gar nichts mit Corona zu tun, genauso wenig wie die Bilder von Janes Haid-Schmallenberg, die den Roman durchziehen und weit mehr sind als Illustrationen. Beides, Malerei wie Novelle, handelt von allem, was unter Corona-Bedingungen nicht geht: vom Reisen, heftiger Nähe, Grenzauflösung, gelungenen kleinen Utopien. Zu denen gehört, dass die Hauptfigur, ein schöner, schläfrig in endlose Sommertage hineintappende Hedonist, Yusuf heißt. Ein

solcher Name zieht in den meisten deutschen Romanen sofort ausufernde identitätspolitische Erläuterungen nach sich, als sei es nicht längst selbstverständlich, dass in vielen Großstädten mehr Yusuf als Bernds, Marküsse und Jense anzutreffen sind. Hier ist das völlig normal. Yusuf, über dessen Geschichte man ansonsten nichts erfährt, wacht also in der Gegenwart eines späten Sommermorgens auf und denkt an die Bettwäsche, in der er liegt, „mit geschlossenen Augen erinnert er sich an das Design, die geometrischen Formen in Primärfarben, das ausgewaschene Weiß. Man hätte sie austauschen müssen, aber es gab keine andere und es gab auch keinen Elan, um Bettwäsche zu kaufen für ein Zimmer, das nicht seins war, und für ein Bett, das ihm noch viel weniger gehörte.“ Die Musterung des Bettbezugs taucht als Echo in einem der Bilder von Janes Haid-Schmallenberg wieder auf, das man ohne die Novelle für eine Variation auf Nicolas de Staëls Semiabstraktionen oder die Cut-Outs von Matisse halten würde.

Man kann die Novelle und die Gemälde nicht auseinanderdenken – so wie man sich „Die Reifeprüfung“ nicht ohne die Musik von Simon & Garfunkel und Sebalds „Austerlitz“ nicht ohne seine Schwarzweißfotografien vorstellen kann; das eine bedingt und verstärkt die Wahrnehmung des anderen. Haid-Schmallenbergs lichte, vorläufige, skizzenhafte Malerei unterstützt auch hier den leichten, zwischen Pastellpop und Punk springenden Ton der Erzählung: Yusuf wacht neben einem Mann mit Locken und dünner Goldkette auf, der wie er nach „Fougère“ riecht und nach Lavendel und Feige. Beide haben „körperliche Anstrengungen fast

komplett aus ihrem gemeinsamen Alltag verbannt“, beide sind für unbestimmte Dauer irgendwo im Süden, an einem namenlosen Ort; auch „den Namen der Straße, in der sie wohnten, kannten sie nicht und Yusuf und der andere hatten verabredet, auch nicht nachzuschauen, das Straßenschild auszublenden und sich nur an der Bar an der Ecke zu orientieren. . . Das war eine Art Spiel, die Dinge nicht zu überprüfen, keine Gewissheit zu haben, den Dingen und Orten keine oder falsche Namen zu geben, denn ohne Namen sind die Dinge um einiges schöner.“

Das sommerlich Dunstige, wo die Konturen der Dinge, der Zeit und der Begriffe, die Identitäten verschwimmen, prägt den Ton, die Bilder, die Endlossätze, das ästhetische Konzept dieser Novelle: Orte, Geschlechter, Verhältnisse können neu benannt und bestimmt werden. Yusuf treibt wie der Wiedergänger einer Rohmer-Figur mit Thibault, Pauline und Clara durch den Sommer, sie klauen Schnaps, fahren Roller, liegen sich mit „roséigen Augen“ in den Armen und landen in einem hellen alten Haus, das aussieht, als

ob es „ein Steinbruch wäre, und egal wie oft man wischte, saugte und schrubbte, eine feine Staubschicht blieb, welche jedoch nichts Schmutziges oder Vernachlässigtes an sich hatte; sie gab allem eine weiche Patina“. Am Ende bleiben der Anblick eines Mannes mit frisch rasiertem Nacken und rosa Sonnenbrille in einem Sportwagen, Weißwein zum Kochen und Zitronensorbet.

In „Rabauken“ ist das so hedonistisch (Kritiker könnten auch sagen: eskapistisch) gefeierte Private am Ende aber doch politisch: Gesucht wird ein Leben, das größer, genussvoller, diverser ist als die üblichen Lebensentwürfe einer Zeit, „in der es doch alle geschafft hatten, in einer miefigen, exklusiven Zweisamkeit irgendwo ein Haus zu bauen oder zu kaufen. Und damit fängt es doch an, mit festen Häusern und festen Wohnungen und festen Partnern. Als Yusuf das erste Mal in diesem Haus war und den ersten Sommer zwischen all den Vornamen verbracht hatte, kam er sich unheimlich spießig vor, und er spürte eine Art Scham vor der Offenheit der anderen.“ Davon handelt „Rabauken“. Man sollte diese Novelle nicht mit dem literaturbürokratischen Geodreieck im Anschlag lesen und schauen, ob hier und da die Sprachbilder nicht womöglich schief sind – sie sind oft so herrlich und befreiend schräg wie die Figuren in Janes Haid-Schmallenbergs Bildern, die stilistisch zwischen dem Schnell-Renitenten und dem Präzise-Pastellzarten hin- und herrabauken.

Warum diese Schräglagen, das mit Sprezzatura Gekratzte, Vorläufige, Verspielte, Hingeknallte, eine Qualität und kein Defizit sind, haben Künstler von Cy Twombly bis Basquiat, von Philip Guston bis Martin Maloney ebenso gezeigt wie die Theoretiker des Punk und des „Bad Painting“ – so hatte die Kuratorin Marcia Tucker 1978, im ironischen Vorgriff auf erwartbare Kritik am scheinbar Naiven und Geschmierten, ihre bahnbrechende Malerei-Ausstellung mit Künstlerinnen wie Joan Brown genannt.

„Rabauken“ ist, mit all seinen Wärmebildern, ein Plädoyer für einen endlosen Sommer für alle – und vielleicht auch deshalb eines der Bücher, in die man gerade in diesem zähen Corona-Winter gern für ein paar Wochen einziehen würde.